

TALEA COLE

DER

Freibeuter

UND DIE

Lady



Kein Teil dieses Buchs darf in irgendeiner Form
oder mit irgendwelchen elektronischen
oder mechanischen Mitteln,
einschließlich Informationsspeicher- und Abrufsystemen, ohne schriftliche
Genehmigung der Autorin vervielfältigt werden, mit Ausnahme von kurzen
Zitaten
in einer Buchbesprechung.

© 2022 Talea Cole, Der Freibeuter und die Lady

ISBN: 978-381-94688-6-5

Covermaterial: Bilder unter Lizenzierung von Freepik.com
& Period Images genutzt
Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form ohne schriftliche
Genehmigung des Autors & Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Medieninhaber, Verleger und Herausgeber:

Cole Indie Ink

c/o Autorenservice Gorischek

Am Rinnergrund 14/5

A-8101 Gratkorn

DER
Freibeuter

UND DIE

Lady

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Epilog

*Es ist nicht der Sturm auf See, der den Menschen bricht,
sondern jener, der in seiner Brust tobt und keinen Hafen
kennt.*

August 1812

Henry,

mit Müh und Not habe ich deinen Standort ausfindig gemacht. Es ist wahrlich nicht einfach, dich zu finden. Wie lange ist es jetzt her, dass wir uns zuletzt gesehen haben? Zu lange wie mir scheint.

Aber das soll im Augenblick nebensächlich sein. Ich brauche deine Hilfe und im Gegenzug habe ich Neuigkeiten für dich.

Die Schwester meines verehrten Vaters sowie ihr Mann sind verstorben. Ihre zwei Töchter, Miss Marissa Beaumont und Miss Liliana Beaumont, sitzen in Santo Domingo fest. Sie benötigen dringend eine Überfahrt in die alte Heimat. Mr Pearce erwartet eure Ankunft im Oktober. Dort gibt es eine Gaststätte in der Nähe der Studland Bay.

Ich weiß, in welch schwierige Lage dich dies bringt. Ich würde dich nicht bitten, wenn es kein Notfall wäre, dass du sie mir wohlbehalten zurückbringst. Ich weiß, dass ich mich auf dein Wort verlassen kann, da du mir eine Kleinigkeit schuldest. Du erinnerst dich?

Als Gentleman, die wir beide sind, trete ich unsere Freundschaft nicht mit Füßen.

Im Brief befindet sich vom Prinzregenten eine Begnadigung, dass du wieder in dein Heimatland zurückkehren darfst. Natürlich ist daran eine Bitte geknüpft. Du musst dein Erbe antreten, da dein Vater im Sterben liegt. Er würde es nie zugeben, aber es bedeutet ihm viel. Deiner Mutter ebenso. Deine Cousins streiten sich schon jetzt, wer den Titel erbt. Lass es nicht zu und komm zurück.

Du hast noch Freunde.

*Dein Freund James Percy,
Duke of Cumberland*

Kapitel 1

Am Ozean, Oktober 1812

Eine eisige Brise wehte auf der Takelage. Rufe wurden hie und da laut, Befehle gebrüllt, die Segel bauschten sich im Wind, das Schiff nahm Fahrt auf und durchbrach, wie ein schneidendes Schwert, das Meer. Weg von Freunden und der einzigen Heimat, die sie kannte. Ihre Finger krallten sich in die Reling, während ihre Gedanken abschweiften. Welch ungewisse Zukunft sie wohl erwartete?

Seit über einer Woche verbrachte sie mit ihrer Schwester Liliana und Camile, ihrer Zofe, die Zeit auf dem Schiff. In einer engen Kabine, die jegliche Annehmlichkeiten vermissen ließ. Soweit Marissa in dem Brief, den sie von ihrem Verwandten erhielt, gelesen hatte, war Capitán Henry Cavendish ein Gentleman, der sie bereitwillig und heil nach England brachte. Wenn sie in die Gesichter der Mannschaft blickte, fühlte sie sich alles andere als sicher.

Marissa erinnerte sich an jene erste Begegnung zurück, als der Capitán elegant auf dem Steg auf sie gewartet hatte. In glänzenden Stiefeln, einem eloquenten Äußeren und einem einnehmendem Lächeln, stand er da, so als ob er kein Wässerchen trüben konnte. Solche Gentlemen kannte Marissa gut. Galant war er, das musste sie ihm zugestehen, aber, als er sie zu dem Schiff geleitete und sie den Namen las ... Sie schüttelte den Kopf und verdrängte schnell das Gefühl, dass sie dabei empfand. Was hatte sie sich auch dabei gedacht, alles zurückzulassen und in die Heimat ihrer Eltern zurückzukehren; jenen Ort, den sie nicht einmal kannte. Dass sie tot waren, war ein Umstand, den sie wahrlich nicht ändern könnte. Aber dass sie von Piraten über den Atlantik befördert wurde, war eine

Angelegenheit, der sie Einhalt gebieten musste. Marissa schalt sich eine Närrin, als sie trotz ihrer Bedenken das Schiff betrat. Sie schnaubte. Falls der Capitán einen Hafen ansteuerte, würde sie umgehend von Bord gehen. Zu Marissas Missfallen tat ihr dieser fürchterliche Mann diesen Gefallen keineswegs. Nirgends auf dem weiten Ozean sah man auch nur einen Flecken Erde. Und zu allem Überdruss scharwenzelte der Capitán die ganze Zeit über in ihrer Nähe herum und verwinkelte sie ab und an in ein nicht förmliches Gespräch. Was bildete er sich ein? Selbst wenn sie keine Lady war, so wusste sie doch einiges, was sich gebührte und was nicht. Und dass sie das Gefühl hegte, er stelle ihr nach, war einfach unerträglich.

Liliana konnte ihr keine Hilfe sein. Erstens war Marissa die Ältere und zweitens lag ihre Schwester in der Kabine, grün im Gesicht und übergebend. Wahrlich kein schöner Anblick. Dass es in dieser Enge nicht gerade nach Rosen duftete, war offensichtlich. Es gab nur zwei Optionen, die für sie infrage kämen. Entweder in der Koje bleiben und Lilianas Geräuschkulisse ertragen oder an Deck zu gehen und die Gegenwart von Capitán Cavendish sowie seiner Crew erdulden.

Letzteres, so schien ihr, war vielleicht kein so schwerwiegendes Opfer, trotz allem kräuselte Marissa die Nase. Zum Großteil der Zeit ließ er sie alleine. Hin und wieder warf er ihr einen verstohlenen Blick zu, den sie nicht deuten konnte. Vielleicht war dies eine stumme Frage, ob sie etwas benötigen würde oder alles in Ordnung sei. Zu ihrem Leidwesen war rein gar nichts in Ordnung. Ihre Finger krallten sich so fest um die Reling, beinahe könnte man meinen, dass diese unter ihrer Hand zerbrach.

Sie seufzte, als sie über das Schiff nachdachte. Jeder schien in der Karibik die *Misery* zu kennen, deren Ruf vorausseilte. Wie es in der weiten Welt aussah, hatte sie schlichtweg keine Ahnung. Was kümmerten sie andere Länder? Es fröstelte Marissa, wenn sie an die grauenvollen

Geschichten zurückdachte, die sie um das sagenumwobene Schiff gehört hatte. Geflüster wurde laut, meist hinter vorgehaltener Hand, dass sie nicht nur Handel betrieben. Nein, man konnte sogar alles von der Besatzung bekommen, wenn man genug zahlte. Aber es waren nur Gerüchte. Nicht wahr? Wenn sie der Wahrheit entsprachen ..., ihr wurde bei dem Gedanken schlecht. Sie wagte einen flüchtigen Blick über die Schulter, aber im gleichen Atemzug starrte sie wieder hinaus aufs Meer. Selbst die Mannschaft hinterließ bei ihr einen bitteren Beigeschmack. Hie und da hatte sie vernommen, dass andere Schiffe von der *Misery* überfallen wurden. Sogar von blutigen Übergriffen wurde gesprochen. Sie wusste nicht, ob sie wahr waren. Und wenn, würde es soweit kommen und sie sich an ihr vergreifen? Marissa hoffte, dass dem nicht so war. Sie spürte, wie sich einzelne Härchen auf ihrem Arm aufstellten. Wie sollte sie entfliehen und schon gar einen Mann wie den Capitán fragen, ob er sie im nächsten Hafen absetzen würde? Nein, das war ganz und gar unmöglich. Er würde es nicht zulassen, zumal er ihrem Cousin James Percy, dem ehrenwerten Duke of Cumberland, sein Wort, für die Dauer auf dem Schiff seine Mündel in Obhut zu nehmen, gab. Soweit es stimmte, was Seine Gnaden geschrieben hatte. Gütiger Gott.

»Miss Beaumont, geht es Ihnen gut? Sie scheinen zu frösteln.«

Ein Lemur hätte kaum aufgeschreckter sein können, als sie seinen dunklen Bariton vernahm. Sie ballte ihre Hand zur Faust und vermied es, diese auf ihr viel zu schnell schlagendes Herz zu legen. Der Capitán besaß einen ganz besonderen Vorzug: immer im falschen Augenblick ihre Nähe aufzusuchen. Was sie auf keinen Fall forcierte und schon gar nicht wünschte. Konnte er sie nicht einfach in Ruhe lassen?

»Alles in bester Ordnung, Sir.« Marissa wagte es nicht in sein Antlitz zu blicken, nicht, weil er entstellt oder gar

hässlich war, das Gegenteil war der Fall. Für einen Piraten war er außerordentlich ansehnlich. Zumindest, soweit sie das beurteilen konnte. Es war nicht so, dass sie viele Erfahrungen mit wahrhaft gutaussehenden Gentlemen gesammelt hätte, aber bei ihm ..., nun, da lag die Sache anders. Es lief ihr ein köstlicher Schauer über den Rücken, als sie seine Wärme hinter ihrem Rücken spürte. Seit jenem Augenblick, als er ihre Hand in die seine genommen und einen Kuss darauf gehaucht hatte, bescherte Capitán Cavendish ihr einen Höhenflug nach dem anderen. Sie verbot sich solch abstruse Gefühle. Stattdessen starnte sie über den weiten Atlantik, so, als ob sie in der Ferne etwas sah, das nur sie bemerkte.

»Sie wissen, dass Sie Ihren Blick in die falsche Richtung schweifen lassen?« Er gesellte sich neben sie, als ob es das Natürlichste war. Was es nicht war. Schließlich war er der Capitán und sollte für die Sicherheit seiner Passagiere sorgen. Sofern es auf einem Piratenschiff möglich war. Stattdessen lehnte er gegen die Reling, als wäre es nur ein weiterer Sommertag auf Santo Domingo. Was ganz und gar nicht zutraf, denn sie befanden sich auf seinem Schiff, der *Misery*, mitten auf hoher See. Und was den Gipfel der Unverfrorenheit bildete, war: er betrachtete sie unverblümt. »Dort liegt ihre Vergangenheit, hinter Ihnen ist ihre Zukunft.«

Was bildete sich dieser Schuft ein? Als ob sie das nicht selbst wüsste, dass der Kurs sie geradewegs nach England führte. So etwas hatte noch kein Mann in ihrer Gegenwart gewagt. Nicht, dass sie viele Bekanntschaften in Santo Domingo gepflegt hatte, nicht nach dem Tod ihrer Eltern, aber das war die Höhe.

Marissa richtete sich kerzengerade auf und kratzte ihren kümmerlichen Rest Mut zusammen. »Wenn Sie, Sir, meinen, dass dies eine Konversation sein solle, muss ich Sie in Kenntnis setzen, dass sie kaum ihre Wirkung erzielt.

Ich würde indes vorschlagen, dass Sie Ihrer Arbeit nachgehen und mich in Ruhe ließen.«

Sie starrte ihn an, was sich als riesengroßer Fehler darstellte, als sich seine graublauen Iriden verdüsterten. Es sah so aus, als ob ein Sturm darin wütete. Seine Kiefermuskeln arbeiteten und seine Lippen zogen sich zu einem dünnen Strich zusammen.

»Miss Beaumont, Sie werden mir unschwer recht geben, wenn ich Ihnen sage, dass nicht Sie über mich oder meine Mannschaft bestimmen. Auch welcher Arbeit ich Ihrer Meinung nach nachgehen sollte. Des Weiteren sind Sie als Gast an Bord. Wenn mir der Sinn danach ist, Sie zu fragen, ob es Ihnen gut geht oder Sie etwas benötigen, dann werde ich das tun, denn Ihr Wohlbefinden liegt mir am Herzen. Im Gegenzug erwarte ich von Ihnen, dass Sie mir antworten, wenn ich Sie etwas frage. Solange Sie auf meinem Schiff sind, herrschen meine Regeln. Haben wir uns verstanden?«

Sie sah ihn mit großen Augen an und schluckte. Wenn sie seine Worte aufmerksam verfolgt hätte, wäre ihr aufgefallen, dass sie für einen Piraten sehr vornehm geklungen hatten; aber dieses kleine Detail blieb ihr verborgen. Capitán Cavendish stieß sich von der Reling weg und baute sich in seiner vollen Größe auf. Marissa schrumpfte unter seinem eindringlichen Blick indes zu einem kleinen Persönchen zusammen. Nicht, dass sie Angst hatte, das war lächerlich, aber er strahlte etwas Gefährliches, um nicht zu sagen Dominantes aus. Zu ihrem Leidwesen gab sie gedanklich zu, dass er ein stattlicher Mann war. Wie es sich wohl anfühlte, wenn er sie in den Armen hielt? Wenn sie nicht wüsste, dass er Pirat war, würden ihr als erstes die feinen Züge eines Aristokraten auffallen. Das schwarz gewellte Haar, die hohen Wangenknochen, die gerade Nase. Eine sehr schöne, wohlgemerkt. Das war lachhaft. Marissa schüttelte den Kopf vor lauter Torheit. Sie schalt sich eine Närrin. Ja genau, das war sie.

»Haben Sie sonst noch irgendwelche Anliegen, Sir?« Sie wollte ihn wahrlich nicht aus der Reserve locken, aber etwas an ihm verleitete sie gerade dazu.

Er zog die Stirn kraus und sein Blick verfinsterte sich. »Nein. Gehen Sie in Ihre Kabine. Ich lasse Sie rufen, wenn das Dinner aufgetragen wird.«

»Ich habe keinen Hunger, Sir.« Kampflos würde sie sich nicht geschlagen geben. Obwohl es lächerlich war. Um nicht zu sagen, töricht. »Sie könnten mit ihrer Mannschaft essen, wenn Sie Gesellschaft haben wollen.«

Er spannte seinen Kiefer an. »Sie werden mit mir dinieren. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

»Gut.« ›Wenn der Herr befiehlt‹, dachte sie. Marissa löste ihre festverkrampften Hände von der Reling und trat den Weg in die Kammer an, als eine hohe Welle das Schiff erfasste und sie in Capitán Cavendish Arme stolperte. Es geschah alles so schnell, dass Marissa die Situation kaum begriff. Sie nahm als erstes seinen sauberen Geruch nach Sandelholz und Meeresbrise wahr. Seine Hände hielten sie eisern fest und für einen Moment verschlug es ihr den Atem. Dass ihr Herz dabei kurzzeitig aus dem Takt geriet, verdrängte sie. Vermutlich ging es ihm genauso, denn er zögerte sie loszulassen. Wenn sie in Gesellschaft wären und nicht auf einem Schiff, wäre sie ruiniert. Der Gedanke blitzte so schnell auf, dass sie sich von ihm losriss und davoneilte. Sie hörte ihn laut lachen, als sie sich von ihm entfernte.

Es war mehr als ungebührlich, als Marissa den Rock raffte und die Treppen hinunterrannte, aber sie wollte weg. Einfach nur weg. Capitán Cavendish besaß etwas, dass sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen konnte. Eine Präsenz, die intensiv und spannungsgeladen war und wenn sie nicht aufpasste, lief sie Gefahr sich in einer haarsträubenden Situation wiederzufinden. Als sie die Kabine erreichte, die Tür aufriss und sogleich schloss, lehnte sie sich dagegen an und seufzte. Nur für einen

kurzen Augenblick schloss sie die Augen und wünschte sich weit weg. Wie ihr schnell bewusst wurde, war sie nicht alleine. Auf dem Bett lag Lily und ächzte, daneben saß Camile und strich ihr die Haare aus der Stirn. Ein alltägliches Bild, seit sie an Bord waren.

»Wie geht es ihr?«

Camile öffnete den Mund, als Lily zuvorkam.

»»Ihr« geht es miserabel, wie du unschwer erkennen kannst.« Lily setzte sich vorsichtig auf und vergrub das Gesicht in den Händen. »Wie lange muss ich dieses Martyrium noch ertragen? Es ist grässlich.«

Marissa gesellte sich zu ihrer Schwester und nahm neben ihr auf dem Bett Platz. »Ich kann es dir nicht sagen. Denkst du, du schaffst es ein wenig zu essen? Capitán Cavendish erwartet uns später zum Dinner, wie er mir mitteilte.«

Ungläubig sah Lily sie an, ohne Worte, nur mit einem Blick fragte ihre Schwester, ob sie völlig verrückt sei. Vielleicht war Marissa es auch, denn sie wollte unter keinen Umständen alleine mit dem Capitán speisen. Ob sie egoistisch war? Es war in Betracht zu ziehen, immerhin war er ein gutaussehender Mann, der noch dazu gut roch. Wer hätte das gedacht?

»Ganz bestimmt nicht. In meinem elenden Zustand werde ich mich sicher nicht aus der Koje wagen. Camile kann mir eine Suppe bringen, falls ich sie im Magen behalte. Es tut mir leid, Schwester, aber du wirst mit dem Capitán allein speisen müssen. Oder du gesellst dich zu mir, aber da er es vermutlich erwähnte, nehme ich an, dass er dich erwartet. Und nur dich.« Ein wissendes Lächeln huschte über Lilies Lippen.

Marissa verdrängte den unsäglichen Gedanken. Der kurze Moment an Deck steckte ihr viel zu tief in den Knochen. Dass es ihr gefiel, obwohl er ein abscheulicher Mann war, verdrängte sie sofort. »Mir wäre lieber, du kämest mit.« Es war ein schwacher Versuch Lily zu überreden, aber was blieb ihr anderes übrig.

»Nein. Ich werde ein wenig schlafen und hoffen, dass diese unerträgliche Schaukelei bald ein Ende nimmt. Wenn du mich fragst, hätten wir niemals Santo Domingo verlassen sollen.«

Der Trotz sprach aus ihr heraus, sonst nichts, wie Marissa sehr wohl wusste. Was erwartete sie auch von einer Sechszehn-, bald Siebzehnjährigen? »Wie du sehr gut weißt, blieb uns nichts anderes übrig. Oder hast du vergessen, was zuletzt passiert ist?« Sie wollte wahrlich nicht mehr an die Zusammenkunft mit diesem grässlichen Mann erinnert werden. Wie konnte sie sich nur so täuschen? Mr Crane hatte es tatsächlich gewagt Marissa nahe zu treten, dann Lily, um dann wieder ihr Avancen zu machen und dabei nicht lockergelassen. Nein, es blieb ihr nichts anderes übrig, als die Flucht nach vorne anzutreten.

»Verzeih mir. Du hast natürlich re...« Lily griff sofort zu dem Eimer, gab würgende Geräusche von sich und der Gestank verpestete das Zimmer. Camile strich ihr beruhigend über den Rücken.

Marissa zog die Nase kraus. Wenn sie nur geahnt hätte, wie ihre Schwester leiden würde, unter Umständen wäre das Schicksal an Mr Cranes Seite nur halb so schlimm gewesen. Nein, wem machte sie etwas vor? Solche Gedanken brachten meist nichts und sie hoffte, dass in England alles anders werden würde.

»War der Arzt zufällig noch einmal hier?«

Camile zog überrascht die Augenbrauen hoch, während Lily fest den Eimer umklammerte. »Was sollte Mr Wahl hier wollen? Er hat schon zu Beginn der Reise gesagt, dass sie sich hinlegen und die Augen schließen soll. Es gibt kein anderes Mittel.«

»Ich verstehe.« Eigentlich verstand Marissa es keine Sekunde lang. Für jedes Gebrechen gab es ein Allheilmittel, nur für die Seekrankheit nicht. Sie alle mussten sich damit wohl oder übel arrangieren.

In der kleinen Kabine, die der Capitán für sie bereithielt, war nicht sonderlich viel Platz. Zwei Betten standen darin, ein Tisch sowie ein Sessel und ihre Truhen. Das Buch, dass darauf lag, war ein Abenteuerroman, der Marissa nicht sonderlich reizte. Stattdessen ging sie zu ihrer Truhe und hielt Ausschau nach einem halbwegs anständigen Kleid, das sie zum Dinner mit Capitán Cavendish tragen konnte. Ob es ihm gefiel oder nicht, war ihr schlichtweg egal. Es sollte züchtig sein und einem Piraten nicht zur Aufforderung dienen, sich irgendwelche Frechheiten herauszunehmen. Nachdem sie einige Kleider auf die Seite gelegt hatte, die entweder zu tief geschnitten waren oder eher in einen Ballsaal gehörten, fand sie ein hochgeschlossenes. Eines, welches sie seit Jahren keines einzigen Blickes gewürdigt hatte. So glaubte sie. Erinnern konnte sie sich an dieses jedoch nicht. Vermutlich hatte sie es verdrängt.

Lily gab weiterhin Würgegeräusche von sich, in der Zwischenzeit beschloss Marissa sich umzuziehen. Das Korsett, das sie trug, würde sie anlassen und nur das Kleid tauschen. Für einen Mann wie Cavendish müsste dies allemal reichen, zumal sie nicht dachte, dass sie einfach so ein Bad nehmen konnte. Sie nahm ein Tuch, tauchte es in die Waschschüssel und wusch sich provisorisch die Achseln.

»Miss, soll ich Ihnen helfen?« Camile war aufgestanden und an Marissa herangetreten.

»Nein, es geht schon. Lily wird deine Hilfe mehr benötigen als ich.«

»Das glaube ich nicht, Miss. Sie würgt nur und ich bin ihr ganz bestimmt keine große Hilfe.« Camile stieß einen resignierten Seufzer aus und blickte auf das Häufchen Elend, das sich würgend übergab. »Außerdem bräuchte ich ein wenig Abwechslung.«

Sie gab ihrer Zofe im Stillen recht, doch sie hatte im Moment wichtigeres zu tun, als mit ihr zu sprechen.

Marissa schlüpfte ungelenk aus dem Tageskleid, dann nahm sie das hochgeschlossene Gouvernantenkleid, unterzog es noch einmal einem genauen Blick und zog es an. Als sie keinen Weg hinausfand, blieb sie mit dem Kopf stecken. Die Öffnung hatte zwar groß genug ausgesehen, jedoch hätte sie vielleicht vorab den einen oder anderen Knopf am Kragen öffnen sollen, kam ihr der Gedanke.

Marissa spürte, dass zwei Hände ihr halfen, dieses Ungetüm anzuziehen. Das Loch wurde größer und als sie mit dem Kopf durchstieß, sah sie, dass Camile ihr half. »Miss, Sie sollten sich nicht immer um alles bemühen. Sie haben doch mich. Wenn ich Ihnen nicht mehr von Nutzen sein kann, was soll dann mit mir geschehen?«

»Mach dir keine Gedanken. Lily und ich werden dich immer benötigen. Aber mir wäre lieber, du kümmertest dich um meine Schwester. Ich versuche in Erfahrung zu bringen, wie lange wir noch unterwegs sein werden. Länger als zwei Wochen halte ich es hier auch nicht mehr aus.«

Ehe Camile antworten konnte, klopfte es. Sie öffnete die Tür, während Marissa sich daran versuchte, die Knöpfe hinter ihrem Rücken zu schließen.

»Der Capitano erwartet die Miss zum Dinner.«

»Einen Moment. Der Capitán wird sich noch etwas in Geduld üben müssen.« Camile schloss die Tür und beeilte sich Marissas rückseitige Knöpfe zu schließen. »Die ganze Mannschaft ist unerträglich. Ungehobelt und unfreundlich. Ich hoffe sehr, dass wir bald an Land gehen«, schimpfte sie auf Spanisch.

»Beruhige dich. Bald haben wir es geschafft und dann beginnt ein neues Leben. Du wirst sehen.« Wem machte sie eigentlich etwas vor? Sie glaubte selbst nicht einmal daran.

»Ich hoffe, Sie haben recht.« Den letzten Knopf schloss Camile, kämmte Marissa die Haare und flocht sie zu einem Kranz. »Miss, wenn ich Ihnen das sagen darf. Das Kleid ist scheußlich.«

Mit einem zufriedenen Lächeln ging Marissa auf die Tür zu und drehte sich um. »Sehr gut, dann habe ich mein Ziel erreicht.«

Kapitel 2

Henry lief in seinen Räumlichkeiten auf und ab. Es nervte ihn über alle Maße, dass er für zwei junge Damen die Obhut übernahm. Nur so lange bis Percy sie entgegennahm. Und das in England. Verflucht sei James Percy.

Fand sein Freund nicht jemand anderen, der die beiden dorthin brachte? In sein verhasstes Heimatland. Vor Jahren hatte er seiner Familie und der feinen Gesellschaft den Rücken gekehrt und beschlossen nie mehr zurückzukehren. Nach dem Vorfall mit einer Debütantin, die ihn in eine Falle gelockt hatte. Weder hatte er Hand an sie gelegt und schon gar nicht kompromittiert. Nein, das wagte Henry nicht. Zur damaligen Zeit legte er sehr viel Wert auf seinen Ruf. Er ballte die Hände zu Fäusten. Sie war eine Lügnerin vom Feinsten, eine Titeljägerin und alle hatten erwartet, dass er um ihre Hand anhielt. Den Teufel hatte er getan. Nicht mit ihm.

Was wäre das für eine Ehe gewesen? Eine unliebsame, war sich Henry sicher. Er würde immer nur in dieser unsäglichen Person, die Frau sehen, die ihn zum Ehebund gezwungen hätte. Er schüttelte den Kopf. Nicht, dass er sich je für eine Vermählung interessierte, aber wenn, dann ... Er verdrängte den Gedanken. Es sich nur vorzustellen, graute ihn davor.

Damals als sich seine Eltern von ihm abwandten, war dies zu viel für ihn, und Henry machte sich aus dem Staub. Er entschied England zu verlassen und auf See sein Glück zu versuchen. Dass seine glanzvolle Zukunft nicht so rosig aussah, konnte er bis zu jenem schicksalhaften Tag nicht ansatzweise erahnen.

Und jetzt? Jetzt befand er sich auf seinem Schiff mit zwei jungen Dingern, einer Anstandsdame und einer Horde Piraten. Oder wohl eher Freibeutern. Was hatte sich Percy nur dabei gedacht, dass er ihn, gerade ihn, um Hilfe bat. Wenn er kein Ehrenmann wäre und nicht in Percys Schuld stände, hätte er ihm nicht ansatzweise geholfen, aber da er zu seinem Leidwesen sowieso nach England musste. Hölle und Verdammnis. Er verfluchte die Tatsache. Es gab für ihn keine andere Wahl als nach Hause zu segeln.

Was ihn aber am meisten ärgerte, war Miss Beaumont. Seit er ihr gegenüberstand, ihre seidig, weiche Hand küsst und sie an Bord willkommen hieß, ließ ihn diese junge Frau nicht mehr los. War es, dass sie, wann immer sie seiner ansichtig wurde, aus dem Weg ging oder in eine andere Richtung blickte? Oder sie mit ihrer spitzen Zunge Antworten gab, die ihm nicht schmeckten? Noch dazu ihre elfenhafte Gestalt. Zu gern wüsste er, wie sie unter dem Kleid beschaffen war. War ihre Haut zart, weich und versprach einem Mann all das, was er zu wünschen hegte? War sie eine leidenschaftliche Frau in jeglicher Hinsicht?

Grundgütiger. Er musste seine Gedanken im Zaun halten. Sie war in seiner Obhut, nichts anderes. Er würde sie am nächsten Hafen oder eher an einer Küste von England absetzen und sie würden sich nie mehr wieder sehen. Es sollte ganz einfach sein. Nur seine zügellose Lust machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Er war kein Jüngling mehr, der bei einer Frau wie ein wildgewordener Hengst durchdrehte. Wenn er an vorhin dachte, wie gut sie sich in seinen Armen anfühlte. Weich und anschmiegksam. Er verfluchte die Welle, ebenso war er ihr dankbar. Eine Widersprüchlichkeit sondergleichen.

Ein Klopfen schrak ihn aus seinen Gedanken. »Herein.« Henry fühlte sich eingeengt. Vor sieben Jahren trug er zum letzten Mal die formelle Kleidung eines Gentlemans, obwohl der Stehkragen fehlte. Es war ein fremdartiges Gefühl, welches ihn befiel. Auf hoher See liebte er die

legere Kleidung, die keine Beklemmungen in ihm hervorrief, aber für eine junge Dame, die er zu einem Dinner eingeladen hatte, wäre es nicht schicklich. Als ob es sich geziemte, dass sie allein waren. Ihr Ruf wäre so oder so ruiniert, wenn es ein Passagierschiff wäre, was es zum Glück nicht war. Henry hoffte, dass nie jemand davon erfuhr. Was hatte er sich nur dabei gedacht?

Miss Beaumont trat ein und Henry verschlug es den Atem. Nicht vor Entzücken, sondern ... Was zum Teufel trug sie an ihrem Körper? War sie plötzlich unter die Gouvernanten gegangen? Nur zu welchem Zweck? Das Kleid war scheußlich, um nicht zu sagen grässlich. Taubengraue Farbe und hochgeschlossen, sowie lange Ärmel. So etwas hatte er noch nie gesehen.

»Bitte, nehmen Sie doch Platz.« Er versuchte über ihren faden Kleidergeschmack hinwegzusehen und schob ihr den Sessel ein Stück nach hinten, sodass sie sich setzte. Der Tisch war reich gedeckt, dass einem König würdig war. Sidney, der Schiffskoch, hatte sich ordentlich ins Zeug gelegt. Wer das alles essen sollte? Er würde seiner Mannschaft den Rest geben, die sich sicher darüber freuen würden.

»Grundgütiger, erwarten Sie hohen Besuch? Meine Schwester ist verhindert soweit Sie wissen.«

Henry ging zu seinem Platz und setzte sich. »Das dachte ich mir schon.« Er trank einen Schluck Rotwein, den Sidney vermutlich von der hintersten Ecke hervorgeholt hatte. Sein Schiffskoch wusste, dass er diesen edlen Tropfen nur zu speziellen Anlässen trank. Vermutlich war so einer heute. Es war eine Ausnahmeherscheinung, da an Bord hauptsächlich Rum getrunken wurde.

»Und?« Miss Beaumont hob eine Augenbraue in die Höhe.

»Wo haben Sie dieses Kleid nur her?« Henry musste dies fragen, da ihm dieses Ding, was sie trug, nicht mehr aus dem Kopf ging.

»Gefällt es Ihnen? Ich habe es zufällig in meiner Truhe gefunden.« Dabei setzte sie ihr charmantestes Lächeln auf.

Er schnaubte. Das glaubte er sofort, dass es ›zufällig‹ war. Er konnte es kaum fassen. Wenn er es nicht besser wüsste, sollte dieses Kleid ihn fernhalten. Nur wusste er es besser? Wohl kaum. »Es ist grässlich.«

»Oh.« Sie spitzte ihre Lippen bei diesem Wort zusammen. Henry war es nicht vergönnt, den Blick von ihren Lippen zu nehmen. Zu verführerisch, zu wohlgeformt waren sie. Wenn er daran dachte, dass sein Mund auf diese weichen, zarten ... Stopp. Das führte zu nichts. Er durfte keinen Moment daran denken.

»Essen Sie. Es wäre schade, wenn Sie den Braten oder die Kartoffeln nicht probieren würden. Vielleicht ein wenig Preiselbeeren? Oder mögen Sie Fisch?«

»Sie haben noch keine meiner Fragen beantwortet. Gehen Sie mir gerne aus dem Weg?«

Er setzte den Wein ab und blickte sie direkt an. »Miss Beaumont, Sie haben nur eine einzige Frage gestellt und wenn Sie darüber nachdenken, bedarf sie keiner Antwort. Wir sind auf einem Schiff und nicht auf einer Gesellschaft.«

»Ich verstehe.«

Dieses zierliche Wesen unterbrach abrupt den Blickkontakt und sah sich die Auswahl genauestens an. Beinahe glaubte Henry, dass sie eine Wissenschaft daraus machte, was sie essen solle. Er seufzte innerlich, zum größeren Teil fand er es jedoch belustigend. Sie gab sich so große Mühe ihn auf Abstand zu halten und sein einziger Gedanke war, wie er ihr dieses unsägliche Kleid ausziehen könne. Solche Hirngespinste sollte er schleunigst begraben, wenn er nicht wollte, dass Percy ihn zu einem Duell herausforderte. Verdammter Percy. Henry nahm sich schließlich immer das, was er wollte. Dass hatte das Leben eines Freibeuters an sich. Es war ein freier Lebenswandel.

»Wie geht es Ihrer Schwester? Ich hoffe, sie hat sich etwas erholt?«

Miss Beaumont führte ein Stück Fleisch zu ihrem Mund, ehe sie innehielt und die Gabel auf den Teller plazierte. Was hätte er gegeben, wenn er der Braten wäre.

»Ihr geht es miserabel, Sir. Aber da Sie fragen, wie lange werden wir noch unterwegs sein?«

»Wir sollten in den nächsten Tagen die Küste Englands erreichen. Vielleicht auch eine Woche. Es dauert nicht mehr lange, Miss Beaumont.«

Sie führte die Gabel zu ihrem Mund, ehe das Fleisch darin verschwand. Es war zu viel für ihn; er sollte sich eher dem Essen widmen. Henry nahm sich ein Stück vom Braten, ein wenig Preiselbeeren und Kartoffeln. Sidney hatte wie so oft ein vorzügliches Mahl gekocht. Für Henry war es wichtig, dass jeder an Bord gutes Essen bekam. Mit gut gefühltem Magen ließ sich die Arbeit viel leichter bewerkstelligen.

»Was werden Sie tun, wenn Sie bei Ihrem Cousin eintreffen? Haben Sie schon Pläne? Freuen Sie sich auf die Heimat Ihrer Eltern?«

Ihm ging es gehörig gegen den Strich, dass sie schweigsam aß. Er wollte mehr über dieses hübsche Wesen mit dem hässlichen Kleid erfahren. Zumal sie nicht mehr blutjung war. Wie alt sie wohl sein möge?

»Ich weiß es nicht, Sir. Neugierig bin ich, das muss ich wohl zugeben, aber ich habe keine Erwartungen.

Vermutlich wird Lord Percy uns in die Gesellschaft einführen und uns eine Saison ermöglichen. Natürlich vorerst mir und dann meiner Schwester, so wie es sich gebührt.«

Beim Wort ›Saison‹ krampfte sich Henry innerlich zusammen. Er trank einen weiteren Schluck, um den bitteren Beigeschmack zu entrinnen.

»Auf Gattenjagd, Miss Beaumont?«

Klirrend ließ sie das Besteck fallen. »Wie können Sie es wagen? Denken Sie wirklich, dass einer Frau mehr zuteilwird, wenn sie sich gegen einen Ehemann entscheidet? Das können nur diejenigen unter uns, die

nicht auf die Güte anderer angewiesen sind.« Sie rückte mit dem Stuhl nach hinten und stand auf. »Ich danke Ihnen für das Dinner, Sir. Ich empfehle mich.«

Ehe sie zur Tür hastete und diese aufriss, eilte Henry ihr mit großen Schritten nach, packte ihren Arm und drehte sie um. »Verzeihen Sie, Miss Beaumont. Es war nicht meine Absicht, Sie zu verletzen. Es war unbedacht von mir.«

Ihre Pupillen wurden groß, sie schluckte schwer und ihr Atem ging hektisch. Henry war sich ihrer Nähe sehr wohl bewusst, er musste nur die Hand ausstrecken, um sie an der Wange anzufassen oder ihre Taille zu sich herzuziehen. Ihr Mund öffnete sich sachte und ihre bronzenen Iriden mit goldenen Sprenkeln glänzten. Es fehlte nicht viel, dass Henry seine Lippen mit den ihren verschloss. Nichts davon geschah. Er trat einen Schritt nach hinten.

»Sir, würden Sie meinen Arm loslassen?«

Erst als sie es erwähnte, war er sich gewahr, dass seine Hand sich auf ihrem Arm befand. »Natürlich. Ich wollte Ihnen nicht zu nahetreten. Wollen wir uns nicht wieder hinsetzen und ...«

Die Tür wurde aufgerissen und Riley trat ein. Ungehalten starrte er seinen ersten Maat an.

»Was ist los?«

»Capt'n, wir werden verfolgt.«

Henrys Miene verdüsterte sich, sein Kiefer spannte sich an, seine ganze Körperhaltung wirkte bedrohlich, als er von Miss Beaumont wegtrat. Ehe er Riley folgte, drehte er sich zu ihr um. »Bleiben Sie hier. Es wird Ihnen nichts geschehen.«

Er folgte seinem ersten Maat auf den Gang und ging hinauf aufs Deck. »Seit wann weißt du, dass wir verfolgt werden.«

»Saxe hat sie in der Früh im Krähennest ausgemacht. Wir dachten, sie haben einen anderen Weg, aber sie holen auf.«

Ein stiller Fluch lag auf Henrys Lippen. Das schmeckte ihm so gar nicht. Wenn er eins wusste, dann, dass keiner

der *Misery* ungestraft folgte. Er hatte sich nicht jahrelang um einen Ruf bemüht, den erfahrene Seeleute hinter vorgehaltener Hand als der Schrecken der Meere tuschelten. Ob dies stimmte oder nicht. Die Frage war nur, war es wegen ihm, ein Racheakt, oder galt es seiner Fracht? Als er auf der Brücke stand, gab Riley ihm das Fernrohr und er blickte durch. »Es ist eine Brigg und sie trägt das Zeichen von Santo Domingo.« Er knirschte mit den Zähnen.

»Capt'n, was willst du machen? Soll ich die Männer zum Kampf aufrufen?«

Er wusste, dass seine Mannschaft schon seit Langem auf ein Gemetzel wartete. Es dürstete sie wieder nach Blut und es wäre das Klügste sich dem zu stellen, wenn sie nicht die Frauen an Bord hätten. Und so knapp vor England. Kein gutes Zeichen. Ein Donnergrollen ertönte in weiter Ferne und Henry drehte sich um.

Riley verfolgte Henrys Ziel, als er in dieselbe Richtung blickte. »Ist das dein Ernst? Das kannst du doch nicht in Betracht ziehen.«

»Was ist passiert?« Als er Miss Beaumonts Stimme vernahm, ballten sich seine Hände zu Fäusten und er schloss kurz die Augen, ehe er sich umdrehte. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass Sie unter Deck bleiben sollen?«

»Ja, das haben Sie. Ich habe mich dazu entschlossen, nachzusehen, was Sie in Aufruhr versetzt hat. Es ist mein gutes Recht.«

»Haben Sie das, ja?«

»Sehr wohl, Sir.«

Henry glaubte das kaum. Was stimmte mit diesem Frauenzimmer nicht? »Bursche, geleite Miss Beaumont in Ihre Kabine.« Ian trabte herbei, der seit Kurzem Bestandteil der Mannschaft war, und wollte sie mitnehmen, als sie sich vehement weigerte.

»Vergessen Sie es. Ich will sofort darüber informiert werden, was soeben passiert ist.«

Epilog

Der Sommer stand in voller Blüte. Bienen kamen ihrer Arbeit emsig nach und Marissa saß in einem geheimen Garten auf Ashford Hall und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Es war ein herrlicher Tag und die Normalität hielt Einzug.

Liliana war den Umständen entsprechend bei bester Verfassung, nur war Marissa etwas besorgt, da sie sich ziemlich zurückzog. Sie wusste nicht, wie sie ihre Schwester aufmuntern konnte, aber immer, wenn sie Lily fragte, ob etwas nicht stimmte, verneinte jene.

Lady Caitlyn, oder wie Marissa sie in der Zwischenzeit nannte, Caitlyn, kam ihrer Leidenschaft weiter nach und focht, sehr zum Missfallen von Lady Violet. Letztere hatte jede Menge zu tun, auch mit Liliana, die sie als zusätzliche Tochter annahm.

Allerdings machte Marissa sich etwas sorgen, um ihre liebe Freundin Lady Sophie. Sie würde in ein paar Stunden ankommen und würde ihr die nächsten paar Tage Gesellschaft leisten. Natürlich kam ihr Bruder Lord Stratton ebenfalls mit, da es in den nächsten Tagen eine kleine Hausgesellschaft gab.

Es würde zwar der feinen Gesellschaft nicht gefallen und Lady Violet hatte dies als einen kurzen Einwand kundgetan, aber für was gab es Regeln, die man brechen konnte.

Schließlich gab es eine kleine Feier auszurichten.

Henry schlenderte auf sie zu und trug ein Lächeln im Gesicht.

»Muss ich mir Sorgen machen?«

»Ich habe gute Neuigkeiten.«

»Und welche?« Sie war noch immer so neugierig, wie eh und je, und ab und an zog Henry sie deswegen auf, aber

solch kleine Neckereien gehörten wahrlich zum Eheleben dazu. Und nicht nur dies, was ihr sogleich eine zarte Röte auf die Wangen zauberte.

Henry kniff die Augen zusammen. »Will ich wissen, an was du soeben gedacht hast?«

Sie blickte ihn von der Seite her an. »Ich denke nicht. Was sind die Neuigkeiten?«

Er setzte sich neben sie auf die Steinbank. »Nun, du erinnerst dich bestimmt an den Anwalt Mr Hollycomb?«

Marissa legte die Stirn in Falten. »Ja, was ist mit ihm?«

»Er hat geschrieben, dass er dir damals nicht die ganze Wahrheit gesagt hat. Mr Crane hat ihn erpresst und die Unterschrift deines Vaters gefälscht. Der Ehevertrag mit Mr Crane war ungültig, dein Vater hat nie etwas dergleichen unterzeichnet.«

»Das ist erfreulich, aber wieso hast du ein weiteres Lächeln auf deinen Lippen?«

»Ich darf dir verkünden, dass du und Liliana ausgesorgt habt.«

»Wie bitte?« Marissa verstand nicht, was Henry ihr damit sagen wollte. Sie hatte doch ausgesorgt, da ihr Mann ein Duke war. Was entging ihr?

»Mr Crane hat erfahren, dass dein Vater in den Kolonien eine Miene erworben hat. Soweit wir wissen, wollte er miteinsteigen, aber dein Vater hat seinen Partnern mitgeteilt, dass es nicht gut wäre, Mr Crane einzubringen. Was genau passiert ist, kann ich dir nicht sagen, aber er hat sich an ihm gerächt. Du weißt, wie.« Er drückte Marissas Hand. »Anscheinend sind die beiden Partner von deinem Vater ums Leben gekommen, wie, das untersucht Mr Charlesworth noch, aber da die beiden keine lebenden Verwandten haben, sind du und deine Schwester Alleinerben. Soweit ich es verstanden habe, seid ihr reicher als der Prinzregent und das soll etwas heißen.«

Marissa war erstaunt. Sie eine reiche Frau? Ungläubig schüttelte sie den Kopf. »Aber Henry, es ist zwar schön,